

«Ob ich mich auf die Öffnung freue? Gopfertami, ja!»

Der erste Schritt aus dem Lockdown ist geschafft – beim Zürcher Hipster-Barbier, im Ostschweizer Baumarkt und bei der Berner Physiotherapeutin

ANDRÉ MÜLLER, LARISSA RHYN, CHRISTOF FORSTER

Zürich, Walcheplatz, kurz vor 6 Uhr. Die Dunkelheit weicht nur zäh aus der Innenstadt, die Schwäne lassen sich lustlos die Limmat hinuntertreiben. Vor den graubraunen Büroriegeln der Kantonsverwaltung ist kaum ein Anzugträger auszumachen. Die halbe Stadt schläft noch, als in «Zürich's Finest Barbers» an diesem Montag der 41-tägige Lockdown endet. Inhaber Engels Emmanuel Rodriguez kann es kaum erwarten: «Ob ich mich auf die Öffnung freue? Gopfertami, ja! Endlich darf ich wieder Haare schneiden.»

Der Barbier- und Friseursalon des kräftigen 27-Jährigen ist schon in normalen Zeiten ein Treffpunkt für die stolzen Barträger der Stadt, jetzt ist er auf Tage ausgebucht. Rodriguez schneidet und rasiert durchgehend von 6 bis 22 Uhr, als Inhaber des Shops darf er das. Seine Mitarbeiter wechseln sich in Schichten ab. Sie arbeiten vorne im Salon, Rodriguez selbst hinten im kleinen Büro, in welchem das Team extra

Ohne Risiko keine Normalität
Kommentar auf Seite 9

einen Coiffeurstuhl mit Spiegel eingerichtet hat. So können sie trotz den neuen Abstandsregeln weiterhin zu dritt Kunden empfangen.

Die Corona-Vorsorge hinterlässt überall im Lokal Spuren: Graues Haftklebeband markiert, wer bis wohin gehen, wo stehen darf. Das Ledersofa ist abgesperrt, auf einem Tischchen beim Eingang liegen dafür ein Stapel blaue Einwegmasken und Desinfektionsmittel für die Kunden bereit. Draussen vor dem Eingang erleichtern zwei bequeme Stühle in regelkonformem Abstand die Wartezeit. Zum Glück regnet es nicht.

Wieder mit dem Barber reden

Der erste Kunde fährt um sechs Uhr im roten Lexus vor. Es ist ein alter Schulfreund von Engels Rodriguez. Sie grüßen sich so umständlich, wie man es sich die letzten zwei Monate über antrainiert hat. «Ich habe ihm gesagt, dass ich der erste Kunde sein will, wenn er wieder aufmacht», sagt Dosif Mathilvathanan. Der Autobauer hat für seinen Haarschnitt extra eine Stunde Fahrweg auf sich genommen. Angst vor dem Virus habe er nicht. Rodriguez habe ja vorgesorgt, sagt er.

«Dosif, was machen wir?», fragt der Barber mit Blick auf die üppige schwarze Haarpflege vor ihm. «Dasselbe wie letztes Mal.» «Oben nehmen wir ein Viertel weg – oder etwas mehr, ein Drittel?» Viele seiner Kunden seien gute Freunde geworden, sagt Rodriguez. «Sie wollen ihren Haarschnitt und einfach wieder einmal mit ihrem Barber reden.»

Der Lockdown habe zum kompletten Einnahmeausfall geführt. Doch

dank einem Einkaufsstopp und der Kurzarbeitsentschädigung konnte Rodriguez die Kosten tief halten. Der Kanton, der Vermieter des Salons, hat ein Entgegenkommen auch bei der Miete signalisiert, der Notkredit der Bank kam rasch an. «Wir hatten zudem etwas Geld auf der Seite. So sind wir verhältnismässig gut aus der Geschichte herausgekommen.» Den Bankkredit möchte Rodriguez daher bald zurückzahlen, sofern im Mai genug Mittel für die Bezahlung der gestundeten Sozialabgaben und Steuern da sind.

Inzwischen hat der Barbier die schwarze Mähne seines Kunden in eine präsentable Frisur zurückgestutzt, jetzt widmet er sich dem Bart. Rodriguez zieht sich einen unförmigen Plastikschutz über, der an eine Schweissmaske erinnert. «Das Licht spiegelt sich dauernd darin, das stört», ärgert er sich. Die Gesichtsmaske wiederum erschwere das Atmen, und die Gummihandschuhe lägen nicht satt an, das Gefühl beim Schneiden sei nicht dasselbe.

Insgesamt scheint das Provisorium bei den «Finest Barbers» aber gut zu funktionieren. Nach eineinhalb Stunden steigt der Kunde zufrieden in den Lexus und fährt davon. Rodriguez geht zurück in sein «Büro» und desinfiziert Stuhl und Geräte. Der nächste Kunde kommt bald.

Es ist kurz vor acht Uhr, doch in der Zürcher Innenstadt ist von einer Rush-Hour noch wenig zu spüren. Der Verkehr lärmt, gleitet aber doch flüssig über die Walchebrücke zum Hauptbahnhof. In der alten Ladenpassage über den S-Bahn-Gleisen richtet die Floristin sorgsam ihre Töpfe aus. Die Rolltreppen spucken ein paar Pendler aus, doch die meisten bewegen sich zielstrebig auf die Ausgänge zu. Die Take-Away-Betreiber blicken ihnen nach und warten aufs grosse Geschäft. Es herrscht kein Ausnahmezustand mehr, aber auch noch keine Normalität.

Zur gleichen Zeit, auf der weiten Betonwüste vor dem Bahnhof Wil: Vom Ende des Lockdowns ist wenig zu sehen. Nur fünf Personen steigen in den Bus ein. Jeder scheint ein imaginäres Messband auszupacken, um sich möglichst weit weg von den anderen hinzusetzen. Jeder bis auf einen glatzköpfigen Mann, der den schwarzen Schal bis über die Nase hochgezogen hat und eine dunkle Sonnenbrille trägt. Sein Aufzug erinnert an einen Hoiligan – dass im Kanton St. Gallen eigentlich ein Verhüllungsverbot gilt, scheint ihn wenig zu stören. Der Mann setzt sich direkt neben eine Frau, sie scheint eine Bekannte zu sein, die beiden unterhalten sich. Abstand-sorgt? Fehlanzeige.

Der Bus passiert die unsichtbare Grenze zum Kanton Thurgau. Vor den Fenstern zieht der Dorfker von Rickenbach vorbei, er wirkt ausgestorben. Erst im Industriegebiet ändert sich das Bild abrupt: Der grosse Parkplatz vor dem Coop Bau+Hobby ist voll, die abgesteckte Wartzone reicht nicht aus. Mehrere Dutzend Leute stehen sogar zwischen den Autos Schlange – obwohl das Geschäft erst in einer Viertelstunde öffnet.



Als der erste Kunde «Zürich's Finest Barbers» betritt, ist es in Zürichs Strassen noch immer dunkel.

BILDER: CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZF

Holzplatten, Farbtöpfe oder Mosaiksteine – viele scheinen nur darauf gewartet zu haben, das ständig verschobene Heimwerker-Projekt umzusetzen. Eine ältere Frau erzählt in der Warteschlange, sie habe genug lange auf dem kargen Balkon gegessen: «Blumen braucht man auch zum Leben.»

Sechs Wochen Lockdown sind vorbei. Sechs Wochen, in denen man ausser Lebensmitteln nichts im Laden kaufen konnte. Sechs Wochen, in denen viele Schweizerinnen und Schweizer mehr Zeit hatten als sonst – und ständig zu Hause waren. Da fällt einem plötzlich auf, dass die Wohnzimmerwand einen neuen Anstrich vertragen könnte. Oder dass man der Tochter schon vor Monaten versprochen hatte, endlich das Baumhaus fertig zu bauen.

Jürg Roduner, der die Bau+Hobby-Filiale in Rickenbach leitet, hat mit dem Ansturm gerechnet. Er hat die Bilder aus Österreich gesehen. «Dort zog es am ersten Tag nach dem Lockdown Tausende in die Baumärkte, darauf mussten wir vorbereitet sein.» In Rickenbach dürfen trotz der riesigen Verkaufsfläche nur 270 Kunden auf einmal im Geschäft sein. Dafür müssen sie keine Masken tragen. Das Limit wird fast durchgehend ausgereizt, immerhin verschwindet die Warteschlange am Nachmittag.

Von der Hektik, die in den letzten Wochen in vielen Lebensmittelläden herrschte, ist hier kaum etwas zu spüren. Durch die Gänge streifen, sich Zeit lassen beim Aussuchen: Viele geniessen diese Portion Normalität in der Krise sichtlich. Das fällt auch den Mitarbeitern auf. Einer sagt: «Zuerst kamen die, die genau wussten, was sie wollen. Jetzt

sind die meisten hauptsächlich zum «Schnoigen» hier.»

«Ich hab schon lange nicht mehr so viele Leute gesehen», sagt eine junge Frau mit Kinderwagen zu einer älteren Dame, die vor ihr steht und wartet, bis sie bezahlen kann. Smalltalk mit Fremden war in den letzten Wochen die Ausnahme – nun scheint der Baumarkt ein Hotspot dafür zu sein. Wenn es eng wird, treten die meisten einen Schritt zur Seite und lächeln, anstatt den Kopf zu senken und möglichst schnell vorbeizulaufen. Es ist fast wie «vorher», wären da nicht die gelben Abstandsmarkierungen am Boden, das Desinfektionsmittel am Eingang oder die Plexiglasscheiben bei den Beratungsposten. Die Baumärkte öffnen, aber die Corona-Krise ist noch nicht vorbei.

Alles ist schon zweimal geputzt

In den letzten Wochen haben etliche von Roduners Mitarbeitern im Detailhandel bei Coop ausgeholfen. Das zählt sich nun aus. «Sie kennen die Hygienemassnahmen schon, und nur wenige haben Angst, dass sie sich anstecken könnten.» Wer sich unwohl fühle, könne jedoch im Lager oder im Backoffice arbeiten.

Eine Woche lang hat sich das Team auf die Eröffnung vorbereitet. Innerhalb zwei Tagen wurden so viele Pflanzen angeliefert wie noch nie. Der Aufwand hat sich gelohnt: Roduner kann, in einem ersten Zwischenstand am Nachmittag, einen neuen Umsatzrekord verbuchen. Trotzdem ist es zu früh zum Aufatmen. «Vor allem für unsere Zulieferer ist es schwierig», erklärt er. Viele Gärtnereien würden im März, April und Mai rund



Die Wartzone vor dem Coop Bau + Hobby in Rickenbach reicht nicht aus, die Schlange reicht bis auf den Parkplatz.

ANNEX/NABP / NZF

70 Prozent des Jahresumsatzes machen. Diese Einbussen könnten kaum mehr wettgemacht werden. «Aber der heutige Start ist auch für sie ein Hoffnungsschimmer.»

Pflanzen sind der Verkaufsschlager, doch die Kunden suchen alles Mögliche: Ein Elektrotechniker auf Kurzarbeit will die Poolbeleuchtung im Garten installieren. In seinem Einkaufskorb stapeln sich Kabel, er dreht prüfend eine Lampe in der Hand hin und her. Eine Frau Mitte zwanzig kniet vor dem Regal mit dem Büromaterial. Sie ist Praxisgehilfin, es ist ihr erster Arbeitstag seit dem Beginn des Lockdowns. «Es klingt blöd, aber ich kann es wirklich kaum erwarten, zurück zur Arbeit zu kommen», erzählt sie. Zu Hause gingen ihr die Ideen aus. «Mittlerweile habe ich alles schon zweimal geputzt.»

Vor allem unter den älteren Leuten tragen viele Hygienemasken. Die Schutz-ausrüstung scheint noch ungehört. Eine ältere Dame stoppt ihren Einkaufswagen alle zwei Meter, um das Gummiband zurechtzuzupfen oder sich an der Backe zu kratzen. Eine 50-Jährige mit blondem Kurzhaarschnitt beobachtet sie und schüttelt leicht den Kopf: «Bei uns auf dem Land hat bisher fast niemand eine Maske getragen. Eigentlich war in den letzten Wochen alles wie immer, ausser dass die Läden geschlossen waren.» Hände waschen und Abstandhalten, daran halte sie sich. «Aber übertreiben muss man es ja nicht.»

Die Spitalpatienten fehlen

Nicht nur in Rickenbach, auch in der Hauptstadt kehrt für manche der Alltag

zaghafte zurück. Im Berner Länggass-Quartier empfängt die Physiotherapie-Praxis «Physio3012» seit 8 Uhr wieder Patienten. 16 Leute haben sich für Montag für eine halbstündige Behandlung angemeldet. Der Betrieb startet langsam, denn vorerst arbeiten die beiden Inhaberinnen nicht gleichzeitig. Dies erlaubt ihnen, Erfahrungen zu sammeln mit der neuen Situation. So sitzt jeweils nur eine Person im Wartezimmer. Damit übertreffen sie sogar die Vorgaben des Berufsverbands. Dieser sagt, die Stühle müssten zweieinhalb Meter auseinander stehen.

Der Langsamstart hat aber noch andere Gründe. Es gebe derzeit noch zu wenig Patienten für eine volle Auslastung, sagt Physiotherapeutin Sarah Balk. Ein Teil besucht die Therapie normalerweise nach Operationen. Doch die waren in den vergangenen Wochen an den Spitalern nicht erlaubt. Es gibt auch weniger Sportunfälle. Schliesslich meiden laut Balk Leute der Risikogruppen weiterhin den öV und kommen deshalb nicht in die Praxis. Die Physiotherapeutin behandelt Kundinnen und Kunden in jeder Altersgruppe, die älteste zählt 95 Jahre.

Angst vor einer Ansteckung hat Balk nicht. Sie gehört nicht zur Risikogruppe und schützt sich bei der Behandlung mit einer Maske. Risikopatienten dürfen zwar in die Physio, müssen aber einen Mundschutz tragen, den sie selbst organisieren müssen. Balk konnte zwar dank guten Kontakten zu einer Herstellerfirma für sich und ihre Geschäftspartnerin einige tausend Masken bestellen. Doch diese benötigt sie vor allem für sich und ihre Arbeitskollegen.

Die Hygieneempfehlungen gehörten für das Team bereits vor dem Coronavirus zum Alltag. Vor jeder Behandlung werden Hände und Liege desinfiziert. Einen Schutzanzug tragen die beiden Physiotherapeutinnen nicht. Aber sie werden ihre Arbeitskleider in der Praxis lassen. «Wenn man die Schutzmassnahmen einhält, kann man sich eigentlich gar nicht anstecken mit dem Virus», sagt Balk. Wer Symptome hat, die auf Corona hindeuten, darf selbstverständlich nicht in die Praxis kommen. Das gilt auch für andere Krankheiten.

Die Praxisräume renoviert

Weil ihr AHV-Einkommen über 90 000 Franken liegt, hat die Physiotherapeutin keine staatliche Überbrückungshilfe erhalten. Die freie Zeit war nicht verschwendet. Balk konnte sie nutzen, um die Praxisräume zu renovieren. Dies war ohnehin geplant in diesem Jahr. Mit einer Eröffnung der Praxis hat die gebürtige Holländerin frühestens im Juni gerechnet.

Rund einen Kilometer weiter, am Bahnhof, sind auch wieder mehr Leute unterwegs als in den Wochen zuvor; die Kioskverkäuferin bestätigt den Eindruck. Beim Bundesplatz wird derweil das bekannte Café Fédéral herausgeputzt. Es wird einen Take-Away-Betrieb starten. Daneben stehen zwei einsame Touristen und fotografieren das Bundeshaus, wo die Regierung den Lockdown am 16. März verfügt hat und ihn in diesen Tagen etappenweise wieder aufhebt. Die Geschäfte und die Bevölkerung haben den ersten Schritt zurück ins gewohnte Leben gemacht. Doch Normalbetrieb sieht anders aus.

Wer bezahlt zusätzliche Corona-Kosten?

Krankenkassen und Kantone streiten um Abgeltung

ERICH ASCHWANDEN

Seit Montag kehrt der medizinische Alltag in die Krankenhäuser zurück. Während Wochen mussten sich die Kliniken auf die Betreuung von schwerkranken Covid-19-Patienten ausrichten. Nicht dringliche Eingriffe und Untersuchungen wurden auf Befehl des Bundes verschoben. Einzelne Abteilungen standen praktisch still. Mehrere Spitäler haben in deshalb Kurzarbeit für jene Mitarbeitenden beantragt, die nicht mit der Pflege von Corona-Patienten befasst waren.

Millionenschaden für Spitäler

Wie hoch die Einnahmeausfälle durch die leeren Betten und Operationssäle sind, lässt sich voraussichtlich erst gegen Ende des Jahres beziffern. Der Aargauer Regierungsrat Jean-Pierre Gallati wagt vor kurzem eine erste Prognose. Auf 60 bis 70 Millionen Franken pro Monat schätzt der Gesundheitsdirektor des bevölkerungsmässig viertgrössten Kantons den Schaden, der den Institutionen im Gesundheitswesen entstehen wird.

Darüber, wer für diese Kosten aufkommen soll, wird bereits heute gestritten. Michael Jordi, Generalsekretär der Gesundheitsdirektorenkonferenz (GDK), erklärte vor einigen Wochen gegenüber der NZZ: «Wir sind daran, das Ausmass der Ertragsausfälle abzuschätzen sowie die Abgeltung abzuklären und zu regeln. Infrage kommen der Bund und die Kantone, aber auch die Krankenversicherer, die derzeit in den Nicht-Corona-Bereichen substanzialle Minderkosten haben.» Gemäss Gallati hat der GDK-Vorstand einen entsprechenden Brief an den Bundesrat geschrieben.

Eine Kostenbeteiligung seitens der Krankenkassen bringt auch GDK-Präsidentin Heidi Hanselmann ins Spiel. Die Versicherer hätten in diesem Jahr weniger hohe Kosten, weil viele Behandlungen aufgeschoben worden seien. Sie könnten somit ihre Reserven stärken, sagte die St. Galler Gesundheitsdirektorin gegenüber dem «Tages-Anzeiger». Aus der Sicht ihres Aargauer Kollegen Gallati ist es unfair, dass der Kanton auch die Rolle anderer Finanzierer übernehmen müsse. Die Krankenkassen sollen ihr Scherflein aus den Reserven beitragen. Diese lagen Anfang 2019 bei rund 8 Milliarden Franken.

Doch die Krankenversicherer wollen davon nichts wissen. Heftig reagiert hat der Dachverband Curafutura, in dem sich die Versicherer CSS, Helsana, Sanitas und KPT zusammengeschlossen haben. In einer mit «Rugby auf dem Fussballfeld?» betitelten Mitteilung prangert der Verband «das regelwidrige Spiel der Gesundheitsdirektorenkonferenz» an. Auch der Konkurrenzverband Santéuisse wehrt sich gegen eine Überwälzung der Kosten auf die Prämienzahler. Der Verband Curafutura greift seinerseits die Kantone an. Es sei an der Zeit, «einen

kritischen Blick auf das Resultat eigener Unterlassungen zu wagen», statt nach den ersparten Geldern der Versicherten zu schielen, heisst es im Communiqué. Kritikpunkte sind aus Sicht der Kassen etwa die unnötig grosse Zahl von Spitalern sowie die bisher nur zaghafte erfolgte regionale Koordination in der Schweiz. Curafutura habe sich sehr bewusst zu den Äusserungen verschiedener GDK-Mitglieder geäußert, betont Direktor Pius Zängler: «Dies, weil die Politik zurzeit nicht im Sitzungszimmer stattfindet und wir nicht wollen, dass durch diese Äusserungen das Terrain geebnet würde.» Seitens der GDK habe sich übrigens niemand bei ihm gemeldet. «Wir hätten es begrüsst, wenn wir die Angelegenheit im direkten Gespräch hätten klären können statt über die Medien.»

Nicht erbrachte Leistungen

Die Gesundheitskommission des Ständerats hat sich vergangene Woche mit den finanziellen Lasten befasst, die durch die Corona-Pandemie entstehen. Die Frage, wer die Kosten für die ungenutzten Betten und Operationssäle übernehmen solle, war dabei noch kein Thema. Doch für den Schwyzer Ständerat Alex Kuprecht (svp) gibt es in dieser Hinsicht auch nichts zu diskutieren: «Diese Kosten bezahlen sicher nicht die Kassen. Es kommt nicht infrage, dass die Krankenversicherer Leistungen vergüten, die nicht erbracht wurden.»

In dieselbe Kerbe haut sein Ratskollege Erich Ettlin (Obwalden, cvp): «Die Prämienzahler dürfen doch nicht für Leistungen zur Kasse geboten werden, die sie gar nie bezogen haben. Das wäre ein Paradigmenwechsel.» Das sage er als Gesundheitspolitiker und nicht als CSS-Verwaltungsrat. Die Verluste seien schliesslich nicht auf die Krankenkassen zurückzuführen, sondern auf den Bund. Dieser habe das Verbot von Wahlengriffen erlassen.

Für SVP-Politiker Kuprecht stehen die Kantone in der Pflicht. Sie müssten die Ausfälle in erster Linie über die gemeinwirtschaftlichen Leistungen decken. Wenn die Höhe der Ausfälle bekannt sei, könnten die Kantone das Gespräch mit dem Bund suchen, der einen gewissen Teil übernehmen könnte, schlägt der Schwyzer Ständervertreter vor.

Den Bund bringt auch die St. Galler SP-Nationalrätin Barbara Gysi ins Spiel: «Es braucht eine Beteiligung der öffentlichen Hand. Ich habe den Bundesrat bereits angefragt, ob er bereit sei, sich an den zusätzlich anfallenden Kosten zu beteiligen.» Gysi ist optimistisch, dass das Loch in den Kassen der Spitäler am Ende des Jahres weniger gross ausfallen wird als befürchtet. Eines ist für die SP-Vertreterin aber klar: «Kliniken, die jetzt Staatshilfe, zum Beispiel in Form von Kurzarbeitsentschädigungen, beziehen, dürfen keine Dividenden, wo möglich noch ins Ausland, auszahlen.»

Mehr Rassismussvorfälle

Beratungsstellen registrieren 2019 einen neuen Rekord

(sda) · Die Zahl der rassistischen Vorfälle in der Schweiz hat im Jahr 2019 markant zugenommen. Beratungsstellen registrierten im vergangenen Jahr 352 Fälle von rassistischer Diskriminierung, wie aus einem am Montag veröffentlichten Bericht der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus und des Vereins humanrights.ch hervorgeht. Das sind nicht nur markant mehr als 2018 (278 Fälle), sondern auch deutlich mehr als im bisherigen Rekordjahr 2017 (301).

Der öffentliche Raum war mit 62 Beratungsfällen der am stärksten betroffene Lebensbereich. Der Arbeitsplatz mit insgesamt 50 Fällen verzeichnete im Vergleich zum Vorjahr eine Abnahme und liegt neu an zweiter Stelle.

Besonders häufig wurde auch rassistische Diskriminierung in der Nachbarschaft, im Bildungsbereich und bei Kontakten mit der Verwaltung und der Polizei gemeldet. Am häufigsten waren in allen Bereichen Benachteiligungen und Beschimpfungen, es gab aber auch herabwürdigende Behandlung und Verleumdungen.

Als Motiv am häufigsten genannt (145 Vorfälle) wird generelle Ausländerfeindlichkeit/Fremdenfeindlichkeit. Dahinter folgen Rassismus gegen Schwarze mit 132 und Muslimfeindlichkeit mit 55 Nennungen. Eine deutliche Zunahme gab es bei den Vorfällen mit rechtsextremem Hintergrund (36 Vorfälle). Auch Racial Profiling war mit 23 gemeldeten Fällen ein Thema in der Beratung.